Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung".

Nummer 38. Sonntag, 15. September 1918. Erscheint wöchentlich.

Zigeuner.

Von Otto Alscher.

(Nachdruck verboten.)

In den Dörfern hämmerte die Tocka. Es war ein helles, taktmäßiges Rattern, das der Märzwind dahin und dorthin trug und in das wellige Gelände verschlug. Kam man aber auf eine Höhe, so war der Laut wieder da, hell und singend und sich weit hinaus wiegend, so daß man nicht glauben konnte, daß es nur hölzerne Klöppel seien, die auf ein Buchenbrett schlugen.

Das war der Monat, wo sie zum Wandern erwachten. Die Tschale, die Kutuya, die Leila und Alschani. Die vier Stämme der Wanderzigeuner Siebenbürgens. Jede Viertelstunde rasselte ein Wagen, von kleinen Pferden gezogen, von einer eigentümlichen Unrast getrieben, vorüber, mit klappernden, weit aus den Wagen herausstehenden Zeltstangen und einer Unzahl wirrhaariger Köpfe. So stürmten sie hin, und es schien, als fühlten die Pferde ebenso ihr Zigeunertum wie die Menschen im Wagen.

Wenn sie aber bei einem Dorfe lagerten, saß alles vor den Zelten. Nicht mehr um das Lagerfeuer im Zeltinnern waren sie versammelt, in den Sonnenschein kauerten sie sich; halb- oder ganz nackte Kinder, rauchende Männer und Weiber, Greisinnen, mumienhaft vertrocknet, Wesen, deren Augen allein Leben bezeugten, seltsam tierische und rassewilde Augen, die das einzige sind, das unverwüstlich im Verfall des Körpers besteht.

Silbergepanzert schauten die Gürtelberge Siebenbürgens herab, und es war, als führten alle Wege, alle Straßen, die von weit hinten aus dem Tiefland kamen, diesen Bergen zu. Als stürmten sie mit Sehnsucht an sie heran, um die weißen Gipfel doch nicht zu erreichen.

Ueber die Felder her kam ein Pfad. Eine Hecke entlang lief er, und da tauchte immer wieder ein satter, roter Punkt auf. Er glitt und schwebte, versank und erstand, und dann war er plötzlich ganz nahe, und ich sah eine leichte Mädchengestalt, deren Schreiten ein eiliges Schweben schien, deren kleine Füße von roten Röcken wie von flammender Lohe umflattert wurden. Und dann sah ich das Antlitz. Es war braun und rassig, der Landschaft und dem Lande so fremd, als sei es eine verlorene Erscheinung aus weiter Ferne. Es zeugte von südlicher Sonne und war doch nicht südländisch weich, sondern stolz und kühn, wie von den Bergen her. Man konnte nicht übersehen, daß es eine Zigeunerin war, das sagte der seltsame Leidenszug um den Mund, der wie von einem Lächeln unter Tränen zurückgeblieben schien.

Der Staub der Straße steigt unter ihren Füßen. Mit kurzen Stößen erhebt er sich immer wieder und legt sich dann weich und breit in das Feld hinaus.

„Wo liegen eure Zelte?"

„Dort, wo die Straße abbiegt und den Bach hinaufführt."

„Da hast du noch weit zu gehen."

„Wandern macht mich nicht müde."

Immer häufiger sieht man arbeitende Bauern auf den Feldern. Gebückte Gestalten, mit den Füßen anscheinend in der Erde versunken, als wären sie knorrige Stauden, die in ihr wurzeln.

Und wie wir, an ihnen vorübereilend, sie weit zurücklassen, scheint es, als könnten sie in dem zähen Boden immer tiefer ein, als würden sie allmählich von ihm aufgesaugt mit all ihrer schweißtriefenden Mühe, mit ihrem keuchenden Leben unbarmherzig verschlungen.

Da sagt das Mädchen: „Kurz ist der Weg des Rumänen. Vom Feld zum Dorf, vom Dorf zum Feld. Und immer warten sie der Gattin. Sie warten auf den Frühling, damit sie anbauen können, auf den Sommer, wenn der Mais reif wird. Und haben sie geernte, wieder erwarten sie den Frühling. Sie könnten nicht leben, hätten sie das Warten nicht."

„Und euer Leben, Mädchen, ist kein Warten?"

„Auf was sollen wir warten? Wir haben keine Ernte, und kommt der Winter, so packen wir unser Zelt auf den Wagen und ziehen hin, wo es milder ist. Keine Ernte, kein Feld hält uns zurück. Aber stürmt es trotzdem, so frieren wir eben, kommt die Sonne, so freuen wir uns. Doch sie kommt nicht früher, wenn wir auf sie warten."

Wie die Seele ihres Volkes erscheint mir dieses Mädchen, das auch sucht und sehnt und es doch unter züngelnder Wildheit verbirgt.

Als der Tag in der Landschaft zur Rüste ging, suchte ich das Lager der Zigeuner vom Stamme der Leila auf. Aus vier Zelten bestand die Siedelung. Dort lagen sie, wo durch den Bach und den Mühlkanal eine Insel gebildet wurde und weiter oben sah man auch den ungefügen Würfel der rumänischen Mühle durch die Bäume schauer.

Erlen überschatten die Zelte. Und in das Rauschen des Baches klangen dünne, klingende Kinderstimmen. Vula, das Mädchen, kam mir entgegen. Und ich sah, daß sie sich meiner Bekanntschaft freute, daß sie darüber stolz vor den Ihren war. Das merkte ich auch, als sie die Kinder abwies, die kamen, tanzten und bettelten.

Wir saßen dann an einem Zelte beim Lagerfeuer, Männer kamen und mischten sich ins Gespräch, Kinder drängten sich beim Zelteingang, um den Fremden zu sehen, der sie zu besuchen gekommen war. Aber die Männer waren zurückhaltend, sie schilderten nicht wie Vula ihr Leben, sie stellten nur Fragen . . . Sie forschten nach dem Leben in den Städten, was unsere Kleider, unsere Existenz koste.

Dann aber kümmerten sie sich nicht mehr um mich. Sie sprachen nur untereinander über die Fremden und mich. Da ich jedoch ihre Sprache verstehe, hörte ich, wie sie sich darüber wunderten, daß die Städter so teure Kleider tragen, auf ihre Lebensweise so viel verwenden und in so prachtvollen Häusern wohnen, wo doch schon eine Hütte vor Sturm und Regen schützte, ja ein kleiner Raum im Winter wärmer sei als ein großes Zimmer.

Da sagte ich denn den Männern vom Stamme Leila, daß unser ganzer Luxus nur auf dem Zwange der Gesellschaft beruht, und er weniger uns selbst als den anderen gilt, denen wir es gleichtun wollen und auch müssen, weil wir, um ihnen anzugehören, uns durch nichts von ihnen unterscheiden dürfen.

„Und darum geht ihr so gekleidet, als wäre euch jeder Tag ein Sonntag, an dem ihr seine Kleider trägt, weil ihr nichts arbeiten müßt?" fragte ein Alter erstaunt.

„Ja, nur deshalb; denn siehst du Alter wie leben in dem Wahn, daß wir nur dann bei unseren Nebenmenschen etwas gelten, wenn wir so tun, als lebten wir nicht durch unsere Arbeit."

„Warum sagst du es nicht, ihr seid ja reich, ihr Fremden; denn sonst hättet ihr nicht das Geld, um es für eure Kleider, euer Leben auszugeben!" sprach ein hagerer Zigeuner feindselig.

„Wir müssen es haben, wir arbeiten nicht wie ihr, um zu essen, sondern um uns zu kleiden, und nicht in einer Hütte zu wohnen. Was wir essen, kostet kaum den dritten Teil dessen, was wir für Wohnung, Kleidung und anderes brauchen."

Da rief der Alte erstaunt: „Und wir arbeiten einzig, um nicht zu verhungern, das andere ist nichts."

Giza aber, der Hagere, rückte näher und fragte vertrauter: „Darum zeigt ihr euch auch so böse gegen den Hunger der Armen, weil euer Hunger nach ganz was anderem geht."

„Du kannst recht haben, Giza, wir verachten euch, weil wir glauben, unser Hunger sei vornehmer, weil wir nach Luxus und Kultur hungern. Ihr aber, haßt ihr uns nicht auch?" Ich blickte ihm ernst in die Augen.

Der Zigeuner starrte finster ins Feuer. Dann hob sich sein Blick und glitt hinaus ins Zelt, wo sich inzwischen die Nacht herangedrängt hatte. Er schwieg, als überlegte er. Und er schwieg noch immer, da ich schon längst eine Antwort erwartete. Das Schweigen wurde peinlich.

Von einer eigentümlichen Unruhe erfaßt, schaute ich umher, in die vielen Gesichter rings, und war erstaunt, wie viele mich anstarrten. Fast alle Insassen der Zelte hatten sich zusammengefunden.

Plötzlich regte sich Giza und begann:

„Einst, so erzählt man sich in unserem Stamm, als wir in diese Länder kamen, arm, verlassen und gehetzt, da fanden wir euch, ihr Seßhaften, und glaubten, ihr wäret Götter; weil ihr so friedlich lebt, immer an einem Ort bleiben könnt, ohne daß euch der Hunger weiter treibt . . Wir glaubten, ihr wäret Götter; so wissen es unsere Alten, und wir beteten zu euch; denn wir dachten, ihr würdet Not und Armut von uns nehmen. Wir warteten und warteten, aber ihr nahmt sie nicht von uns. Ihr fahrt kaum nach uns und liefert uns vor euren Türen stehen, durch die Zufriedenheit und Reichtum aus und einginge. Wir warteten darauf, daß eure guten Feen auch uns reich machen werden. Neid kam über uns. Das Warten erzeute unsern Neid . . . Doch der Neid ist ein Säugling, der krank geboren wird, darum muß er sterben, wie jener Sassenn, der zu früh kam. Sein Tod ist wie bei einem neugeborenen Kind, das zum Mulo wird. Der Neid stirbt, indem er den Haß gebärt. Und auch unser Neid ist gestorben, weil eure Armen uns nicht glücklich machten . . ."

Der Zigeuner brütete wieder vor sich hin. Niemand von den übrigen sprach ein Wort. Aber es war, als keime zitternde Hoffnung in dem Hageren, da er wieder begann: „Doch du sagst, ihr seid nur reich, weil ihr es sein müßt. Vielleicht ist eurer Reichtum nicht euer Glück. Ihr seid nicht anders als wir!"

„Oh, daß ihr uns gleich seid!" rief plötzlich eine zitternde Stimme.

„Ja seht ihr, wir kämpfen ja auch, nur anders wie ihr. Aber müde macht es uns auch, wie euch!"

Da begannen plötzlich alle durcheinander zu sprechen, das Zelt schwirrte von Stimmen, von Worten und lebhaften Rufen, die mit einer großen Fröhlichkeit gesättigt waren. Rufe, die klangen, als wäre plötzlich ein eigenes Leben erstanden, als käme ein jauchzender Volkshause immer näher, gleich einer gewaltig brandenden Woge. Als würde eine erst so fremde Stimme immer bekannter, um zuletzt in eines Freundes herzliche Vertrautheit überzugehen.

Von draußen aber schimmerten die Lichter des nahen Dorfes herüber. Doch wie in weiter, fremder Ferne schienen sie zu liegen. Und Menschen gingen oben auf der Straße längs des Baches vorbei, unsichtbar die Nacht durchziehend, nur ihre Stimmen klangen gleichgültig fremd herab.

Wie eine von allen Seiten umbrandete armselige Siedlung mitten im feindlichen Lande erschien mir dieses Zigeunerlager.

Wie dunkel die Nacht ist. Nun aber muß ich trachten, in mein Dorfwirtshaus zu kommen. Der Himmel hat sich wieder bewölkt; vom Weg keine Spur zu sehen. Nur die Bäume, die die Straße begäumen, zeigen mir die Richtung.

Nun muß ich schon bald im Dorfe sein. Aber die Bäume rechts und links nehmen noch kein Ende, und noch immer rauscht der Bach frei herein. Ist das nicht ein Schritt hinter mir? Ein eilender und doch schleichender Schritt leichter Füße? Ich drücke mich hinter einen Baum und warte gespannt.

Der Schritt kommt, hält ratlos mitten in der Straße.

Wer ist das nur? Ich gehe auf die Person zu.

Ein Erschrecken der Ueberraschten, dann weich: „Nay?"

„Du bist es, Vula? Wohin gehst du?"

Keine Antwort. Da berührt ihre Hand meinen Arm. „Warum gingst du schon fort von uns?"

„Ist es nicht spät? Ihr wollt schlafen und ich auch."

Plötzlich seufzt das Mädchen, als kämen Tränen in ihre Stimme.

„Oh, warum bist du ein Nay, und bist nicht einer der Unseren; warum bist du kein rom, der mit uns zieht, der sein Zelt bei uns hat, seinen Wagen, seine Pferde."

„Bin ich euch denn ein Fremder, spreche ich nicht eure Sprache? Wenn ich auch nicht stets bei euch bin, gern sitze ich doch in euren Zelten, fahre in eurem Wagen, wenn ihr wandert."

„Und doch hat dich eine andere Mutter geboren, keine romi, und morgen . . . morgen wirst du uns nicht mehr kennen."

„Morgen komme ich wieder zu euch. Sobald es Abend wird, bin ich bei euren Zelten. Jeden Tag komme ich, wenn ihr wollt."

„Morgen kommst du, vielleicht eine ganze Woche, aber dann... dann gehst du fort, für immer... Dein Weg ist ein anderer, von den Zigeunern fort führt er."

Das Mädchen schluchzte leise. Sie hat meinen Arm gefaßt, und wie sie vor mir steht, höre ich, wie bei ihrem zitternden Schluchzen leise die in ihren Zöpfen geflochtenen Silberstücke klirren.

Weit draußen quaken Frösche. Das klingt wie ein zorniges Geplärr, wie ein heftig erregtes Aufschrecken der Märznacht.

Und diese lauwolle, erregte Märznacht läßt mich plötzlich das Mädchen küssen.

„Ja, Mädchen. Dein Weg führt dorthin, meiner hierhin. Und doch sind beide nur eines Menschen Weg. Ein Leben lang berühren unsere Füße dieselbe Erde... Dein Fuß und mein Fuß... Und diese Erde verbindet uns, Vula!"

Am nächsten Nachmittag schaue ich und schaue, und kann es nicht fassen. Leer ist der Lagerplatz, verschwunden die Zelte, verschwunden die Zigeuner.

Was vertrieb sie? Warum sind sie fortgewandert, die sich doch gestern freuten, als ich wiederzukommen versprach?

Neben mir liegt ein Rumänenknabe, die Pelzmütze über den Ohren, den Hals eingezogen, das Kinn im Kragen verborgen und leiert fröstelnd: „Und nachher luden sie die Zelte auf die Wagen, und nachher ritten sie mit den Pferden dreimal um den Lagerplatz, und nachher spannten sie die Pferde ein und fuhren gegen Priboi . . ."

Aber was vertrieb sie denn? . .

„Und fuhren gegen Priboi", plapperte der Knabe fort.

Reute es sie, daß sie sich mir anvertrauten? Haben sie denn kein bißchen Anhänglichkeit an einen Fleck, gar kein Heimatgefühl?

Was vertrieb sie nur? . . .

Ihr Ghetto? . . . Ja, es ist ihr Ghetto, daß sie wandern heißt, ihnen Ruhelosigkeit gibt, jedes Heimgefühl nimmt und Mißtrauen einimpft wider alle, die zufrieden sind.

Denn ihr Ghetto ist nichts als das Leidensbewußtsein ihres Pariahlutes . . . Ihr Ghetto ist nichts als eine Art Verfolgungswahn.

Erwiderung.

Ein Journalist in Frankreich schrieb:
„Bei uns in Monatsfrist
Der härteste Schlag, der schärfste Hieb
Glücklich vergessen ist.
Beim deutschen Volk ist's umgekehrt:
Dem ist der größte Sieg
Nicht länger als vier Wochen wert,
Es seufzt nur immer: „Krieg!" — —
Ist's wahr, was dieser Franzmann spricht?
Sind wir so dumm und schlecht?
Verleugnen unsre Dankespflicht,
Des Siegers gutes Recht?
Verdienen wir den blut'gen Hohn
Anstatt der Friedenshand?
Hielt darum Gatte, Bruder, Sohn
Im Tod noch wacker stand,
Und schirmte Deutschlands blüh'nde Au'n
Vor Feindes Ueberfall,
Daß nun die Nörgler, Hetzer, Flau'n
Blind suchen seinen Fall?
Schimm ist's, daß mancher Nimmersatt
Im Volk den Mißmut schürt,
Daß mancher drob vergessen hat,
Wie weit uns Gott geführt!
Durch Sorg' und Leid und Kleinlichkeit
Ward mancher bang, verzagt, —
Wohl ist der Krieg uns schwere Zeit, —
Doch Lüg', wenn Franzmann sagt:
(Wir fühlen's nur als tiefe Schmach,
Daß Undank er uns rügt.)
„Schlecht stünd's um unsre gute Sach'" —
Nein! der Franzose lügt!
Voll Stolz auf seine starke Wehr
Blickt Deutschland allezeit,
Die für des Reiches Wohl und Ehr'
Zu Kampf und Tod bereit.
Ward uns die Treu' ein leeres Wort?
Das Vaterland ein Wahn?
Nein, deutscher Tugend sei's ein Hort!
Weich, deutscher Geist, dir Bahn!
Versäumten wir das Dankgebet
Nach siegreich heißer Schlacht
An ihn, der treu zur Seit' uns steht,
Uns bisher satt gemacht?
„Gott, schütz' das deutsche Volk und Land!"
War Bismarcks letztes Flehn, —
„Im Kampf mit sich nimm's an die Hand,
Daß es den mög' bestehn!"
Gott, sei uns dauernd feste Burg,
Sei du uns nimmer fern! — —
Er ist uns gnädig, hilft uns durch,
Hell strahlet Deutschlands Stern!

Halle a. S. Emmy Sünder.

Die Flamme.

Von Adolf Stark (Marienbad).

(Nachdruck verboten.)

Zeitig war es Winter geworden dieses Jahr. Noch hatten die Kastanienbäume nicht alle ihr Laub abgeworfen, noch sah man zwischen den gelben und roten sterbenden Blättern hie und da grüne Spätlinge, die einen darüber zu täuschen vermochten, daß der Herbst zu Ende ging, und schon fiel es in weißen weichen Flocken vom Himmel herab und legte sich wie scharfe silberschimmernde Watte auf die immergrünen Aeste des Fichtenwaldes, der in die Fenster meines Schreibzimmers hereinblickte. Zum ersten Male brannte Feuer im Ofen. Durch die drei mit unverbrennbarem Glase verschlossenen Schlitze der Tür sah man im Kamin die hellen Flammen hochlodern und züngeln und Funken sprühen.

Ich liebe das Feuer. Von allen Götzendiensten ist mir die Anbetung der Flamme die einzig verständliche. Ich bewundere die Schönheit der Götter Griechenlands, aber ich verstehe nicht, wie man zu ihnen beten könnte, diesen liebenswürdigen, ein wenig lockeren, ein wenig kindischen, aber ach, so ganz und gar nicht gottähnlichen Bewohnern des Olymps. Ich kann auch, so sehr ich die tiefe Weisheit ihrer Lehren schätze, die Götter Indiens nicht betrachten, ohne ein wenig mit Geringschätzung verbundenen Schauer vor ihrer vielköpfigen und hundertarmigen Mißgestalt zu empfinden, wenn mir auch mein Verstand sagt, daß ihre Fratzen ebenso nur Symbole sind wie die hundsköpfigen Götter der Aegypter oder ihre Göttinnen mit den hundert Brüsten. Aber Symbol oder Wirklichkeit, sie sind mir fremd und fern. Du aber bist mir nahe und vertraut, leuchtendes, wärmendes Feuer, das du Leben spendest und selbst lebendig bist. Eine echte Gottheit bist du, so wie unser Leben sie uns lehrt: gütig und grausam zugleich, hier segenspendend, schaffend, belebend und im nächsten Moment wie ein gefräßiger Moloch Wert und Menschen verzehrend, Schmerzen bereitend, Schrecken verbreitend. Ich verstehe es gar wohl, wie Menschen zu dir beten können, göttliche Flamme.

Nein, zünde die Lichter noch nicht an. Ich hasse die Lichter. Das sind Göttersprossen, zu Sklavendiensten erniedrigt. Lasse uns im Halbdunkel sitzen und uns mit dem Scheine des Feuers begnügen, der rotlodernd in drei Strahlen über das Zimmer huscht, bald den Perserteppich streift, daß er zu fließen scheint wie rotes Blut, bald in die Ecken huscht, alle die bekannten Möbel, die vielen Bilder und Nippes für Augenblicke aus dem Dunkel her-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19180915020/fragment/page=0001

verzaubernd, daß sie fremd und ungewöhnlich wie etwas noch nie Gesehenes erscheinen, daß sie wieder zum Dasein erwachen, sie, die wir im hellen Tageslicht beständig sehen und darum beständig übersehen.

Woher ist weiß, woran du soeben dachtest? Wäre es Tag, ich suchte nach wissenschaftlichen Erklärungen und Sprüche von Gedankenübertragung, aber es ist Dämmerung und die göttliche Flamme umweht uns. Ich glaube daran, daß sie es ist, die den toten Dingen Leben einhaucht, unsere Gedanken in längst vergessene Bahnen lenkt, die Wirklichkeit zur Fremde macht und den Traum zur Wahrheit.

Ich weiß, woran du dachtest. An jenes Stück Glas dachtest du, an jenes abgebrochenen Flaschenhals, den wertlosen Scherben, der mitten zwischen meinen kunstvollen Bronzen und den niedlichen Porzellanpüppchen liegt, an diesen Scherben, der dir ein Dorn im Auge ist, nicht nur wegen seiner proletarischen Gemeinheit, sondern auch deshalb, weil du hinter ihm ein Geheimnis wittertst, das ich dir bis jetzt vorenthalten habe.

Du hast recht und unrecht zugleich. Dieser Flaschenhals erinnert mich an seine heitere Stunde, verbracht in frohem Kreise oder gar in stiller Klause, wie du wohl argwöhntest, mit einer schönen Frau unter vier Augen. An eine schreckliche Stunde erinnert er mich, so fürchterlich, daß ich nicht weiß, war es Wahrheit, die ich erlebte, oder ein Fiebertraum, den ich träumte. Bei hellem Tage würde ich mich beinahe schämen, davon zu sprechen. Aber es ist Dämmerstunde und in rotem Feuerschein leuchtet das Blut des Teppichs, so unwahrscheinlich das alles, und doch so wahr. In solcher Stunde kann ich es dir erzählen, ohne fürchten zu müssen, daß du mich auslachst oder daß der Schauer dich packt und dich verfolgt bis in den Schlaf deiner Nächte.

War er wirklich so schlecht, wie sie sagten, oder war er nur einer von jenen, die geradeaus vorwärtsstürmen und darum überall anstoßen und fortwährend in Konflikte kommen? Bleibt ein solcher Mensch trotzdem auf den Beinen, dann heißt er ein Genie, ein großer Mann. Stolpert er und fällt hin, dann beginnt das Geschrei derer, die er gestoßen und verdrängt hat, denen er auf die Füße getreten ist: „Seht den Lumpen, den Verbrecher!"

Ich war nicht sehr erstaunt, als ich ihm begegnete, nichts ist peinlicher, als einen Freund aus früheren Tagen wieder zu treffen als Deklassierten, als Menschen, dem man eigentlich nicht die Hand reichen soll, während man es doch aus Erinnerung an frühere Tage nicht übers Herz bringt, fremd zu tun und vorüber zu gehen. Er schien von meiner Verlegenheit nichts zu bemerken, er faßte mich sogar unter und zog mich mit sich fort. Ein Glück, daß es dunkel und stürmisch war und wir fast niemandem begegneten.

Er wohnte draußen im Osten der Stadt, im vornehmsten Viertel, in einer kleinen abgelegenen Villa. „Ich habe eine Entdeckung gemacht, die man mir um eine Viertelmillion abkaufte", bemerkte er so nebenbei, um seine Vermögensumstände zu erklären. Zwei Diener hatte er im Hause, einen Mann und eine Frau, beide an dem einfältigen Grinsen, an dem halben Lallen sofort als Idioten erkennbar.

„Wie kannst du nur solche Leute um dich sehen?"

Wir saßen in der Dämmerung beim Kaminfeuer, so wie heute war es. Er lachte grell auf „Weißt du, wer der Mann ist? Ein berüchtigter Einbrecher, der so nebenbei noch ein paar Mordtaten auf dem Gewissen hat. Und sie war eine bekannte Schönheit und noch bekanntere Hochstaplerin, ehe die Polizei sie erwischte und ins Zuchthaus sperrte, von wo ich sie als Dienerin übernahm. Du verstehst, der Verein für entlassene Sträflinge..."

„Aber fürchtest du dich nicht allein mit solchen Leuten?"

Er grinste. „Ich habe sie gezähmt. Du glaubst, sie sind Idioten? Sie sind mehr und weniger, wie du willst, sind Tiere, nichts als Tiere, gelehrige Tiere, die ich mir abgerichtet habe.

Wie ich das machte? Ich will's dir erklären, aus alter Freundschaft. Und weil ich Mensch genug bin, um das Bedürfnis zu haben, mein Geheimnis einer lebenden Seele mitzuteilen. „Siehst du das hier?" Er holte eine Flasche aus einem Schranke und schwang sie triumphierend. Die Flamme huschte über das Glas, daß es aufflammte. Mir schien es, als sitze ein tückisches Geschöpf in der Flasche, eine Schlange oder ein Teufel und stiere mich an.

„Eine Erfindung von mir. Das Elixier des Vergessens. Aber nicht das, was die Menschen suchen, wenn ihr Gewissen sie kratzt und juckt. Gründlicher, radikaler! Ein Trank, der alles wegputzt aus dem Gehirn, Erlernetes und Ererbtes, alles rabiatohl weg. Das Resultat sahst du soeben in meiner Dienerschaft."

War es nur ein grausamer Scherz? Mein Verstand sagt ja, aber damals, in der Dämmerung, beim flackernden Herdfeuer, der grinsenden Fratze des Ausgestoßenen gegenüber zweifelte ich keinen Moment. Ich sprang entsetzt auf und wollte davonstürzen. Er hielt mich zurück und zischte mir ins Ohr: „Wart nur, mein Junge, du sollst alles wissen. Das hier war nur das erste Experiment. Nächstens geht es ins Große. Diese Flasche meines Elixiers ins Trinkwasser und am nächsten Morgen ist die Stadt von ein paar hunderttausend Idioten bevölkert. Ja, mein Junge, ihr habt mich ausgestoßen, ihr Idioten, weil ich mich in eure blöden Gesetze nicht fügen wollte. Kampf wollt ihr haben, nun gut, es sei! Idioten waret ihr in meinen Augen, Idioten sollt ihr werden, vor aller Welt!"

Die Flasche blinkte vor meinen Augen, ich sprang hin und entriß sie ihm: ein Schlag gegen den Kamin, die Scherben splittern, die Flamme schlägt hoch auf, eben noch Gottheit, jetzt plötzlich durch Teufelstrunk zur gefräßigen Bestie geworden, sie bläst mich an mit heißem Atem, sie erfaßt die Teppiche und Vorhänge, ich schreie, ich laufe, ich stürze über die Treppen und bleibe liegen. Und den Flaschenhals hatte ich noch immer krampfhaft in der Hand.

Ob dies alles wahr ist, fragst du? ja, sage ich, dreimal ja; dort liegt die Trophäe von jenem Abend, da ich die Menschheit vor schrecklichem Geschick rettete. Aber frage mich nicht morgen, sprich nicht mehr davon, nicht bei Tageslicht, sonst würde ich wohl sagen, es ist alles nicht wahr, ein Fiebertraum jener Brandnacht. Freilich jetzt im Halbdunkel am Herdfeuer, da glaube ich daran, daß es wahr ist. Und ist doch nur ein Traum...?

Von Stammbüchern und Stammbuchblättern.

Von Professor Dr. Eugen Wolbe (Berlin).

Wenn die Ritter des Mittelalters zum Turniere zogen, führten sie zum Zweck des Nachweises ihrer adeligen Geburt ein Büchlein bei sich, das ihr Wappen, ihren Stammbaum, ihr Adelsdiplom und andere Urkunden enthielt. Das kunstvoll ausgemalte Wappen trug vielfach die eigenhändige Unterschrift des Inhabers. Aber nicht nur zum ritterlichen Kampfspiel, sondern auch zum Reichstag, zur Erbhuldigung, zur Krönung und zu anderen festlichen Veranstaltungen nahmen die adeligen Herren ein solches Buch mit, um es ihren Standesgenossen zur Einzeichnung ihres Wappens und Wahlspruches vorzulegen. Nachdem Humanismus und Reformation den Sinn für gelehrte Bildung geschärft hatten, wurden auch Dichter und Gelehrte der Ehre gewürdigt, sich in jenen „Stammbüchern" zu verewigen.

Bald blieb das Stammbuch kein Vorrecht der Vornehmen mehr: auch der Student hat seine akademischen Lehrer, seine Studien-, Trink- und Spielgenossen um handschriftliche Andenken, denen diese häufig ein Aquarell oder eine Silhouette beifügten.

Ebenso verewigten Künstler ihre berühmten Zeitgenossen in einem Album und ließen sich die Bildnisse von jenen eigenhändig unterschreiben. Noch heute ist das kostbare Stammbuch von Lucas Cranach erhalten, das die Bilder von Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Bugenhagen aufweist; jeder dieser vier Theologen hat sein Bild mit einer handschriftlichen Widmung versehen.

Hinter den Adeligen, Studenten und Künstlern blieben die reichen Patrizier und hohen Beamten nicht zurück. Im Anfange des 17. Jahrhunderts führte der Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer ein Stammbuch, dessen einzelne Blätter er den regierenden Fürsten, den Gelehrten und Künstlern zur Ausfüllung übersandte. In seiner Eingabe an den König Christian IV. von Dänemark aus dem Jahre 1616 heißt es: „... Und dieweil eben dergleichen schön Stammbuch auch ich und in demselben die Kaiserliche Majestät, die Chur- und viele aus- und inländischen Fürsten und Potentaten mit schönen Historien und Emblematibus, ihre Weppen und eigene Handschriften habe, und zuvorderst unterthenig begierig bin, auch E. Königl. Majestät Gedächtnis in mein Buch zu verwahren und damit hoch zu prangen, so bitte ich mir solche auf hier beigelegtes Pergamentblatt, als dem Buche inserieret würde, zu verwahren."

Der Dreißigjährige Krieg, mit der Roheit, die ihn begleitete, war dem Stammbuch nicht günstig. Die Eintragungen aus jenem unseligen Zeitalter stellen vielfach den Text zu recht bedenklichen Zeichnungen dar. Dieser Geschmacklosigkeit machte der aufkeimende Pietismus (Kromcke, Spencer, Zinzendorf) ein Ende, der zur Selbstbesinnung mahnte und daher aus dem Weltlichen, Allzu-Weltlichen in das Reich einer zur Schwärmerei gesteigerten Religiosität flüchtete. Albumblätter aus dieser Zeit weisen ausschließlich Bibelstellen und Liederverse mit vorteichen Widmungsformeln auf.

Das „empfindsame Zeitalter" — die Werther-Zeit — darf man als die Blütezeit des Stammbuches bezeichnen. Eine Reise ohne Begleitung des Stammbuches war kaum zu denken, diente es doch zugleich als — Ansichtskartenalbum, denn jetzt wurde es mit hübschen Städtebildern in Aquarell versehen. Eine Uebersendung des Albums per Post war ausgeschlossen: wer einen Dichter „haben wollte", mußte ihn schon selber aufsuchen. Glücklich war der Sammler schon, wenn auch nur ein berühmter Zeitgenosse sich in seinem Album verewigte. Wer eine Harzreise unternahm, klopfte bei Vater Gleim in Halberstadt an; die Besucher Berlins baten den „deutschen Horaz", Ramler, um sein Autogramm, vielleicht auch Lessing, Mendelssohn und Nicolai. Eine ablehnende Antwort war selbst bei den Weimarer Heroen nicht zu erwarten: Goethe z. B. war mit der Widmung von handschriftlichen Andenken durchaus freigebig, legte er doch selber eine Autographensammlung an, die er als „den unschuldigsten Zauberkreis, abgeschiedene oder entfernte Geister zu bannen", bezeichnete.

Die Biedermeierzeit mit ihrem übertriebenen Geselligkeits- und Freundschaftskultus begünstigte den Herzenserguß im Poesiealbum. Das Landschaftsbild tritt zurück hinter dem Sinnbild der Freundschaft und Liebe. Der Autographensammler tritt auf den Plan, um sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zur „Landplage für alle Persönlichkeiten von Ruf" — wie Hermann Sudermann sie einmal bezeichnete — auszuwachsen.

Stammbücher, die nur für Einzeichnungen berühmter Zeitgenossen bestimmt sind, kommen verhältnismäßig selten in den Handel. Dagegen weisen die Versteigerungskataloge der Antiquare stets eine Reihe von Stammbuchblättern auf, die einst das Album eines glücklichen Sammlers zierten.

Eine ganz hervorragende Sammlung von Stammbuchblättern, auch solchen musikalischer Art, wird der Berliner Hofantiquar Karl Ernst Henrici Mitte September versteigern. Aus seinem reichhaltigen Katalog seien die folgenden Stücke erwähnt:

Goethe widmet einen Spruch Luthers: Ueber die Seelen kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein.

Sein Gegner Wolfgang Menzel meint: Der Mensch ist wie ein Bergkristall, eher geschliffen als rein.

Auch Gleim prägt keinen Originalvers, sondern widmet eine Sentenz von Uz:

Vergebens flammten mir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich, vom Schöpfer aufgestellt,
Als Bürger einer Welt
Durch eine gut Tat nicht jeden Tag gewonnen.

Jean Paul, der sich durch besonderes Entgegenkommen den Sammlern gegenüber auszeichnet, trägt den Denkspruch ein: Die Bücher vermehren nur das Licht, nicht die Glut, wie die Brenngläser den Mondschein nur heller machen, aber nicht warm. Wie der Riese Antäus, finden wir alle wohl auf der Mutter Erde die Kraft durch Handlung und Kampf.

Gleichfalls aus Dresden stammt das folgende Albumblatt von Tiedge:

Die Menschheit blickt zu Gott,
Doch auf verschiedne Weise;
Und anders sehn als wir
Verdient nicht Hohn noch Spott.
Durchs Leben gehn verschiedene Gleise;
Ein Weg — der Weg der Tugend — führt zu Gott.

Tiedges Freundin, Elisa v. d. Recke, schreibt: Ein zartes, edles Gemüt, welches nach innerer Veredelung strebt, hat den Himmel in sich, wird aber oft mit schmerzlichen Verhältnissen zu kämpfen haben, doch als Sieger hervortreten, wenn es von Menschen und Schicksal wenig erwartet, selbst aber möglichst viel zu leisten sich bemüht und mit Bescheidenheit sich guten Menschen anschließt.

Auf denselben Ton ist das Autogramm von Ernst Moritz Arndt gestimmt:

Die Gesundheit ist dem sterblichen Mann das erste;
Schön von Gestalt geboren, das zweite;
Reich sein — ohne Betrug — das dritte; endlich
Fröhlich mit Freunden sein, das vierte.

Die Aeußerung von Matthias Claudius: „Wer eine Ehefrau findet, der findet etwas Gutes" versieht Johann Heinrich Voß mit der Bemerkung: „Es ist alles ganz eitel."

Chamisso preist die Liebe:

Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe ist nur Glück.

Von Hoffmann von Fallersleben stammt das Albumblatt:

Das sind doch die besten Feste,
Die man sich zu Ehren gibt,
Wo ein Herz das andre liebt,
Eins dem andern wünscht das Beste.

Bauernfeld macht die treffende Bemerkung:

Wie fangen wir's an?
Das sage mir einer;
Lang leben will jedermann,
Alt werden keiner.

Eine billige Weisheit verzapft Robert Franz: Immer ein Ziel, und dann unverrückt darauf hin!

Ernst Possart variiert dies Wort im Vers:

Grabaus den Blick und unverwandt
Fest auf das Ziel, das du für recht erkannt!

Ein schönes Wort stammt von Gustav Freytag: Jeder Deutsche, dem es vergönnt war, sich tätig zu regen, hat das Glück, daß in seinem Leben etwas von dem fröhlichen Wirken einer aufsteigenden Volkskraft erlebnbar ist.

Recht aktuell mutet der Ausspruch des Feldmarschalls Grafen Blumenthal an: Einen Krieg kann man oft nicht eine Kalamität, sondern ein wünschenswertes Uebel nennen, um einen dauernden Frieden zu bekommen.

Peter von Cornelius schreibt markig: Deutsche Kraft — feste Art.

Max Müller in Oxford verleugnet seinen gelehrten Beruf auch nicht im Denkspruch: Keine Vernunft ohne Sprache; keine Sprache ohne Vernunft.

Eine sehr richtige Bemerkung macht Friedrich Halm:

Es gibt nur eine Sünde:
Nur Lüge bringt Gefahr,
Und nicht zu hassen ware
Der Teufel — wär' er wahr!

Ueber Wert und Wesen eines handschriftlichen Andenkens läßt sich Berthold Auerbach folgendermaßen aus: Solch ein Gedenkblatt gleicht einem kleinen Zweige, den sich der Wanderer im tiefen Waldesdickicht gebrochen und auf den Hut gesteckt. Es erinnert ihn und die ihm begegnen, von wannen er kommt, und doch ist es nur ein winziges Zweiglein, losgetrennt aus der rauschenden Waldeskrone.

Wenig geschmackvoll drückt sich Ferdinand Wolf aus: Eine Autographensammlung gleicht einer Sammlung von Steckbriefen, von den Schreibern auf sich selbst ausgestellt.

Ebenso Fritz Mauthner:

Wer nur der Dichter Autographen sammelt,
Ihre Gedanken und Gesänge nicht,
Der sieht den Strick nur, der vom Kirchturm bammelt,
Und hört die Glockenklänge nicht.

Aus der übergroßen Fülle wertvoller Stammbuchblätter sei schließlich das hübsche Gedicht von Theodor Storm erwähnt:

Klingt im Wind ein Wiegenlied
Sonne warm herniederspricht;
Seine Aehren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

*

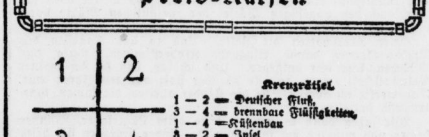
Autographensamler großen Stils, die in ihren Schränken die Originalmanuskripte der bedeutendsten Werke der Weltliteratur aufhäufen, belächeln die Zusammenstellung von Albumblättern als Brosamen, die von der reichbesetzten Tafel des Genies zu Boden fallen. Diese Geringschätzung ist unberechtigt, denn auch das Stammbuchblatt stellt einen Gedankensplitter aus der Schatzkammer des Dichters dar. Zu einem Album vereinigt, bergen die Albumblätter eine Fülle von Lebensweisheit in sich und erschließen dem stillen, dem sinnenden Betrachter eine Quelle freudigster Gemütserhebung, noch nach Jahren und Jahrzehnten, wenn die Hände längst vermodert sind, die jene Zeilen niederschrieben.

Glücklich der ernsthafte Sammler, der sich in einer Welt voll Mord, Trug und Bosheit seine naive Sammelfreude bewahrt; glücklich der Erbe, der die ihm überkommenen Schätze zu hüten und zu mehren versteht!

Bunte Zeitung.

Zu dem Riesenbetrug in der Seehandlung. Die polizeiliche Untersuchung ist nunmehr abgeschlossen, die beiden Täter Rabiger und Ziegler sind in das Berliner Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden, wo sie sofort einer eingehenden Vernehmung durch den Untersuchungsrichter unterzogen wurden. Während Ziegler sein Geständnis in allen Teilen wiederholte, verbleibt Rabiger nach wie vor bei seinem Leugnen. Der Seehandlung wurden bis in der Freiburger Sparkasse beschlagnahmten 500 000 Mark ausgeliefert. Die Verteilung der von der Seehandlung ausgesetzten Belohnung von 20 000 Mark wird in den nächsten Tagen erfolgen.

Preis-Rätsel.



Kreuzrätsel.
1 — 2 = Deutscher Fluß,
1 — 4 = brennbare Flüssigkeiten,
3 — 2 = Kistenbau
3 — 2 = Insel

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 37:

Auflösung des Silbenrätsels.
Maudbreit, Arras, Hafer, Lille, Rudolf, Echo, Cäsar, Husum
Wahrheitsreform.

Auflösung des Scherz-Rebus.
Ein überspannter Gelehrter.

Rätsellösungen sandten rechtzeitig ein:
Helmut Pforte, Paul Goeschke (Merschwitz), Elisabeth Heinrich, Gustav Grunicke, Käthe Brettler, Anna Berger, Charlotte Beßler, Martha Buse, Helmut Tabmeier, Karl Brandt (Magdeburg), Hansjoachim Runte, Gerhart Runte, Martha Richter, Gertrud Koch, Alfred Karich, Alma Kasbrück, Kurt Kasbrück, Johanna Krajewski, Gertrud Kretzmann, Frieda Schröder, Olga Schade, Selmar Schade, Ulrich Schöbe, Waldemar Schöbe, P. Schlicht, P. Müller, Fr. Elise Schröter, Fr. Maria Mühlbach, Eberhard Müller, L. Meusel, K. Müller, Maria Müller, Emmi Hörner, Helmut Helfrecht, Fritz Hugo, Elli Hartwig (Reinsdorf), Friedrich Hartmann, Alfred Hoenow (Diemitz), Wilhelm Haedeke, Walter Hühne (Laubegast), Fr. Häßler (Schafstedt), Gertrud Hahndorf, Käthchen Urban, Gertrud Voigt, Hugo Liebe (Artern), Fritz Linke, Kurt Linke, A. Tepohl (Halberstadt), Oskar Stegmann (Salzungen), Helmut Friedrich, Karl Stück, Annelotte Löffler, Marianne Löffler, Erna Thielicke, H. Sachse (Fredleben), Frau Anna Otto (Dölau), O. Schaefer, Marie Wieweg.

Preis erhielt Helmut Pforte, und zwar: Schwert, Eisern.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19180915020/fragment/page=0002